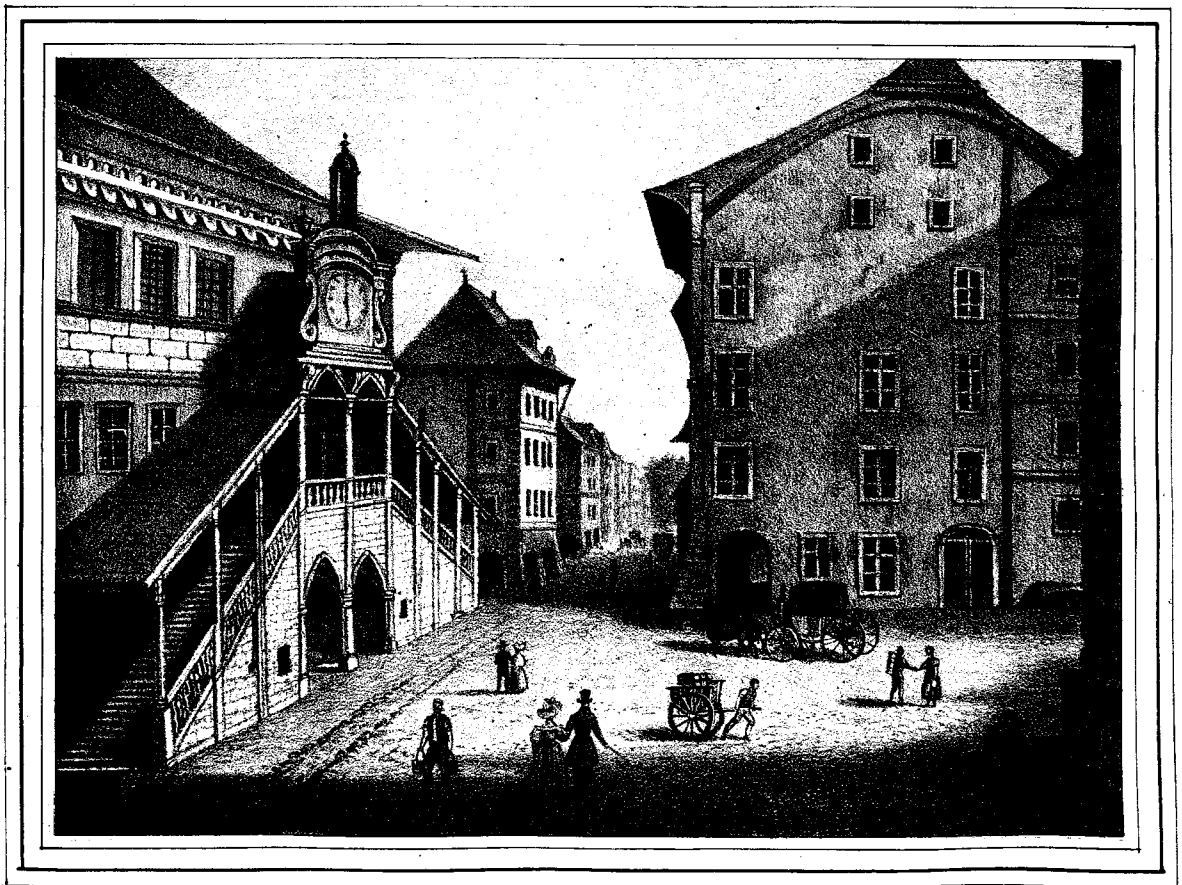

Steindr. v. E. Socher.

Das Rathhaus zu Bern.

1839. 8. Juni. Breslauer Bote. Siebenter Jahrgang. № 23.

Breslauer Blätter

für heitere und ernste Unterhaltung.

Redacteur: Moritz Bauschke.

Von dieser Zeitschrift erscheint alle Sonnabende eine Nr. mit Beilage und einer guten Lithographie für den Preis von 1½ Sgr, die jedesmal erst beim Empfange einer Nr. zu entrichten sind. Bekanntmachungen, sowohl literarische als auch andrer Art, werden in den „allgemeinen Anzeiger" gegen Insertionsgebühren von ½ gr. für die Zeile aufgenommen. Auswärtige können sich mit Bestellungen an die resp. Post-Aemter und Buchhandlungen wenden.

Verlags-Comtoir in Breslau. Katharinenstraße Nr. 19. (Erste Etage.)

Eduard Sachse in Hirschberg.

Zur Abbildung.

Dieser Nummer liegt eine Ansicht des Rathhauses der schönen Schweizerstadt Bern bei.

Die Schlacht auf dem Marchfelde.

Von L. Tarnowski.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Worten führte Fullenstein den Prinzen, dem es nicht sonderlich gelang, ein gleichmüthiges Gesicht zu machen, auf den Burghof, wo seine zwei Gefährten schon zu Rosse saßen und von den beiden Hofherren den rührendsten Abschied nahmen. Es kostete Rudolf viel Ueberwindung, den Schurken die Hand zu reichen, aber er verbarg den todtgrimmigen Blick unter dem Helmgitter und im nächsten Augenblick trabte er mit den Begleitern und dem Fullensteiner zum Thor hinaus.

An der Moldau hinab ging es eine Strecke über feuchtes Wiesenland, und in der Ferne sah man waldige Hügel, soweit die Aussicht reichte. Dann lenkte Fullenstein plötzlich mit großer Vorsicht sein Roß den schwammigen Grund hinab in den Fluß und gebot den Männern ihm einzeln zu folgen. Wirklich gelangte man ohne Unfall durch die Furth und jetzt eilte man dicht an einem Moore nach Südost, und ohne Aufenthalt ging der Ritt der einer Flucht ziemlich ähnlich sah, bis man an die Sazawa gelangte und im Rücken Prag längst unter dem Gesichtskreis gesunken war. Da hielt Fullenstein an und sagte:

Hier überlasse ich Euch Eurem eigenen Geschick, denn zwei Ströme, ein Sumpf und ein schönes Stück Wegs trennen Euch von denen, die es übel mit Euch vorhaben und vor uns liegt Beneschau; seht zu, daß Ihr im Abendschimmer in das Vorwerk von Tabor einreitet, dann bleibt Euch für morgen nur noch eine kleine Fahrt. Ich eile zurück und ersinne mir indeß eine Lüge wegen Euch, denn Lug und Trug ist im Hrasdchin an der Tagesordnung; gehabt Euch wohl!

Bei diesen Worten wandte er sein Roß, aber Rudolf faßte ihn am Arm und sagte: Edler Mann, wie dank ich Euch? O bleibt bei mir, und kommt an meines Vaters Hof; Ihr seid wahrlich zu erhaben für dies schmutzige Slavenvolk und paßt nicht für die mordsüchtige Lügenbrut!

Aber heftig entriß der Ritter Rudolfen den Arm und fuhr mit der Rechten an's Schwert. Fort, fort! schrie er, der Fullensteiner bedarf keines Dankes! Was hab' ich denn gethan? — Der Lügenkönig hat mein Wort, bei ihm auszuhalten bis zum Tode, und ich passe recht gut zu ihm, denn Euer Vater hat mich Lügner geschimpft und das bleibe ich, bis meine Lanze auf seine Brust trifft in der Feldschlacht!

Damit sprengte er davon; gerührt sah ihm Rudolf nach, dann eilte er mit seinen Begleitern wieder vorwärts ohne Aufhalt, ohne Ruhe und Rast, und einige Stunden nach Mitternacht waren die Männer schon in Litschau

auf Oestreichs Boden; das Land des Verraths und der Tücke lag hinter ihnen; doch der Prinz war dessen eigentlich nicht froh, denn er dachte immer an seine Agnes.

Die Morgensonne des 26sten Augusttages im Jahre 1278 beleuchtete eine erhabene Scene auf der weiten Ebene an der March, damals wie heute das Marchfeld benannt. So weit das Auge reichte, erblickte es nichts als Kriegsschaaren zu Roß und Fuß, meist in Eisen und blanken Stahl verluppt, mit Schwertern, Lanzen, Streitkolben und Armbrüsten gewaffnet. Um dies zu erklären, bedarf es blos der Bemerkung, daß Ottokar aufs Neue die Fahne der blutigen Empörung erhoben gegen seinen Herrn und Kaiser, daß er sich heimlich verbündet hatte mit dem wankelmüthigen Heinrich von Baiern, dem rußischen Fürsten Leo, dem Markgrafen Dietrich von Meißen, dem Markgrafen Otto von Brandenburg, den schlesischen Herzögen von Breslau, Glogau und Rattibor und einigen polnischen Großen, und daß er dann vertrauend auf diese Bundesmacht und sein eigenes Soldheer mit frechem Uebermuth Wien und ganz Oestreich von Rudolf zurückverlangt hatte. Der Kaiser war außer sich über solche Schlechtigkeit, bereitete sich aber mit Würde, den unvermeidlichen Kampf zu bestehen, und nachdem er sein Bündniß mit dem wackern Ungarnkönige Ladislaus durch eine freundliche Zusammenkunft in Heimburg befestigt, sandte er Aufgebot in das Reich zum Kriegszuge gegen den bundbrüchigen Böhmen. Aber so unerwartet war Allen dieser Ruf, daß sehr lange Zeit verging, ehe einzelne sparsame Züge herrankamen und in dieser Zeit hatte Ottokar, der bereits über seine ganze Macht verfügen konnte die beste Gelegenheit, über seinen Feind herzufallen. Doch wieder war es Muthlosigkeit und die feige Sorge, durch einen Hauptschlag Alles zu verlieren, die ihn festbannte und ihm erst Ende Juni in Oberösterreich einzudringen erlaubte, worauf er aber nicht etwa den Feind aufsuchte, sondern sich in die Belagerung einiger unbedeutenden Grenzorte einließ. In dieser Zeit wuchs Rudolphs Heer, und bald war er so stark wie der Gegner, daß er ihm entgegen gehen konnte. Ottokar war zufällig von dem eroberten Laa vorgerückt und nun waren am Abende vorher zwischen Jedensberg und Weidenberg die Gegner auf einander getroffen und an diesem Morgen mußten die Schicksalswürfel rollen zur blutigen Entscheidung.

Vor dem deutschen Heere, das in vier Haufen getheilt, die wilden Bundesgenossen der Ungarn und Kumaner auf den äußern Enden, bereits in Schlachtordnung stand, ritt der Bischof Heinrich von Basel, ein Bäckerssohn aus Isny und Rudolphs Beichtvater, in seinem Mönchskleide mit dem Knotengürtel auf und ab, die Schaaren ermunternd zum mannlichen Kampf und die Freuden der Seligkeit denen zusichernd, die fallen würden.

Auch vor dem böhmischen Heere, das in sechs Haufen getheilt war, ritten Barfüßermönche mit eifrigen Zusprüchen auf und nieder, und ermahnten die Krieger, den fremden König muthig zurückzuschlagen, wobei sie sich seltsamer Weise auf Cato berufen haben sollen, der gebiete, daß man um das Erbe fechten müsse.

An den Kernhaufen des deutschen Heeres, den schwäbischen und rheinischen Rittern, sprengte jetzt Kaiser Rudolph heran, auf hohem Schlachthengst, heut nicht im ärmlichen Wamse, sondern in goldenstrahlender Rüstung, mit Schild, Speer und Schwert bewaffnet, und den gekrönten, hochbefiederten Helm auf dem Haupte. Sein Antlitz schaute freundlich aus der Stahlhülle hervor, und hehre Siegeszuversicht strahlte aus dem Auge, das die Mannen einzeln beschaute, und Jeden, den es traf, mit elektrischer Flamme durchströmte. Er hatte sich vorgenommen, diese Kernschaar, voranfechtend, selbst gegen das beste Heer des Feindes zu führen und Niemand war bei ihm, als der Burggraf von Nürnberg und ein armer, aber sehr tapferer, schwäbischer Dienstmann, Heinrich Schorlin, von seinen Söhnen litt er Keinen in den Vorderreihen, denn, hatte er am Abende vorher gesagt: es ist besser, der alte Stamm wird dem Sturme ausgesetzt, als die jungen Bäume. Ottokar dachte nicht so wacker und edelmüthig, er blieb hübsch im Hintergrunde seiner dichten Schaaren verborgen, und stellte seine treuen Freunde vornan an die Stellen der Gefahr. Doch blos vor dem äußeren Feinde konnte er sich verstecken, vor dem innern Feinde, der peinvollen Feigheit, der Zerrissenheit des Gemüthes, der Unruhe des Gewissens gelang ihm kein Verbergen.

Rudolph hatte den Angriff des Feindes erwartet, aber Ottokar war nicht im Stande, das Zeichen zum Kampfe zu geben; nur das Feldgeschrei „Prag!“ ließ er vertheilen, dann blieb er still und achtete nicht des Zürnens seines Oberfeldherrn, des Markgrafen von Brandenburg, und des Fullensteiners, der wie jener in dunkler

Gluth nach der Feldschlacht brannte; denn er hatte Rudolfen den Tod geschworen.

Schon zwei Stunden hatten die Heere vor einander gestanden, kaum durch einen Zwischenraum von 500 Schritten getrennt, da begann in wildem Eifer Heinrich von Basel den Schlachtgesang, in den bald die Schwaben und Rheinländer einfielen, und als man zu den Worten kam:

Sand Marey, Mutter unde Maid,
All' unsere Not sei Dir gechlait!

und aus vielen tausend Kehlen diese zum Himmel dröhnten und in Rudolphs Nähe plötzlich die Schlachthörner schmetterten, und die Reiter ihre Schilde an die Lanzen schlugen, flog das scheu gewordene Roß Schorlins wie im rasenden Koller empor, und bäumte sich zum Ueberschlagen, und als der Reiter Alles anwandte, es zu bändigen ward es noch wilder, rannte wie ein Sturmwind auf die Sachsen los, die unter des Markgrafen Otto den Kernhaufen des böhmischen Heeres ausmachten, und setzte in ungemessener Wildheit mitten in die Feinde hinein. Diesen wackern Mann wollte Niemand im Stich lassen, und es rollte die ganze Schlachtordnung hinter ihm her, daß der Kampf bald allgemein war. Nach heftigem Ringen und Streiten wichen die Sachsen vor den Deutschen unter Rudolphs persönlicher Führung und da sich mehrere Abtheilungen des böhmischen Heeres zur Flucht wandten, schien der Sieg für Rudolph entschieden zu sein. In diesem Augenblick stürmt ein Riese aus Thüringen mit verhängtem Zügel und aufgesetzter Lanze gegen den Kaiser zu, der am Kronhelm kenntlich immer den Seinen voranstreitet. Rudolph, der beste Turnierkämpfer seiner Zeit, biegt vor dem Stoße aus, der ihn unfehlbar getödtet haben würde, und rennt dem Riesen seine eigene Lanze durch das rechte Auge, daß dieser todt vom Pferde sinkt.

Hinter dem Riesen war Fullenstein herangedrungen mit mehreren sächsischen Rittern, um nun endlich die lange und heiß genährte Rache gegen seinen vermeinten Feind in Ausübung zu bringen, und indem er wüthend und mit großer Kraft den Kaiser angreift, haben dessen wenige Begleiter vollauf mit den heranbrausenden Sachsen zu thun. Lange Zeit vermag er nichts gegen den kaiserlichen Helden; da gelingt es ihm, des Gegners Roß zu durchbohren, das sich wild aufbäumt, und den edlen Reiter unter seinem Sturze begräbt. Nun wankt die Schlachtordnung der Deutschen, denn mit brüllender Löwenstimme verkündet Fullenstein den neuerdings herandringenden Böhmen, unter denen auch Ottokar sich befand, den Tod des feindlichen Königs. Aber Rudolph, der mannliche Held, ist weder getödtet noch verletzt durch den Sturz. Er deckt sich mit dem Schilde gegen die Huftritte der neben und über ihn hinstürmenden Reiter, und einige Schwaben, der Burggraf an ihrer Spitze, beschäftigen in kühnem Todesmuthe eine ganze Schaar, bis ein östreichischer Dienstmann Ulrich von Ramschwag, dem vom Boden erhobenen Kaiser ein neues Roß bringt und im selben Moment Berthold Kappler die Hinterhut im Galopp heranführt, nämlich tausend Mann auserlesene Ritter und Reisige aus Zürich und dem Aargau. Da wird nun der Muth der Deutschen zu neuem, unwiderstehlichen Angriff begeistert, und die Böhmen prallen vor dem gewaltigen Stoße auseinander, Fullenstein, der Rudolphen auf's Neue zusetzt, wird durch einen Kolbenschlag betäubt niedergeworfen, daß er sinnlos bei Rudolphs todtem Rosse liegen bleibt. In dieser äußersten Noth befiehlt Ottokar die Nachhut heranzuführen, nämlich dreitausend Mähren unter der Anführung eines Grafen Milota. Aber — o Entsetzen! — Milota war ein Verräther und er hatte sich mit all den Seinen längst vom Schlachtfelde entfernt und nach der heimathlichen Grenze gewendet. Da sah Ottokar, daß Alles verloren war und er fluchte der Stunde seiner Geburt, und wandte sich mit vier Begleitern zur Flucht. Von seinem Heere hielten nur noch Wenige Stand; die barbarischen Horden der Ungarn und Kumanen plünderten und mordeten bereits auf der ganzen Ebene. Einige steiermärkische Ritter aber, aus dem böhmischen Heere, gegen deren Anverwandten Ottokar einst mit ausgesuchter Grausamkeit gewüthet und die deshalb dem Tyrannen den Tod geschworen, ereilte den König, erschlugen zwei seiner Gefährten, und warfen ihn selber vom Rosse. Da krümmte sich der Tyrann, der keinen treuen Freund sich erworben hatte, in heißer Todesangst und that große Versprechung um sein Leben. Umsonst. Ein Herr von Mehrenberg schrie ihm zu: Du Hund, wie Du meinen Vetter Seifried vor sechs Jahren hast ermorden lassen, so will ich Dich wieder ermorden! und mit diesen Worten stieß er ihm sechsmal das Schwert in den Leib, während ein Anderer ihm mit der Lanze den Nacken durchstach und ein Dritter dem Todten das Haupt

spaltete, daß das getheilte Angesicht rechts und links zur Schulter sank.

Ein so traueriges Ende nahm König Przemisl Ottokar auf dieser Stätte, gerade zehn Jahre, nachdem auf seinen Befehl Konradin und Friedrich von Oesterreich zu Neapel enthauptet worden war, und nun lag er in der Purpurfluth und mit zwei Gesichtern, wie ihm eine alte Hexe prophezeit hatte. Von seinem Heere waren in der Schlacht mehr als 14,000 erschlagen worden, meist Sachsen und Schlesier; außerdem hatten mehrere Hunderte in den Fluthen der March ihren Tod gefunden.

Es war Mittag, und Rudolph, der seine Krieger vom Nachsetzen gegen die Flüchtigen zurückgerufen hatte, stand als Sieger auf einer grünen Anhöhe im Lager, umringt von seinen Söhnen, den verbündeten Fürsten und Feldobersten des Heeres. Große Haufen feindlicher Waffen und Fahnen wurden am Hügel niedergelegt, und das Jauchzen der Kriegsleute, die unermeßliche Beute gemacht, übertönte das Jammern der Verwundeten und Sterbenden und des Knirschen und Fluchen der Gefangenen, die gefesselt und besonders von den Ungarn barbarisch behandelt, in eine große Baracke an der hintern Seite des Lagers geschleppt wurden. Nur über das Schicksal eines Mannes war Rudolph ungewiß und aufrichtig bekümmert, dieser Mann war Ottokar, und nach ihm forschte der Kaiser angelegentlich, um zu erfahren, ob er unter den Verwundeten auf dem Schlachtfelde sei oder unter den Gefangenen. Da sah man einen Kumanen wild vorübersprengen, der einen vergoldeten Harnisch, ein purpurnes Mantelkleid und einen gekrönten Helm mit einem goldenen Löwen trug, und alsbald ließ Ladislaus dem Manne die Beute abjagen, aber im selben Augenblicke ward auch die nackte, furchtbar entstellte Leiche Ottokars heran getragen. Da weinte Rudolph und sprach: Armer Mann, könnte ich Dich lebendig machen, gern gäbe ich meinen Sieg darum! Das empfanden die Umstehenden sehr übel und besonders der Burggraf, der aus dem Kampfe mit Blut bedeckt, mit zersplittertem Helm und zerhackter Rüstung zurückgekehrt war, zürnte über des Kaisers Wort; doch Rudolph nahm seinen Mantel ab, ließ den Leichnam darin hüllen, und ihn sanft auf einem Ruhebette in seinem Zelt niederlegen. Mit diesem traurigen Geschäft ward der Prinz Rudolph beauftragt, und während dessen trat Hartmann, der zweite Sohn des Kaisers, ein Mann von finsterem Wesen, herzu und sprach: Möget Ihr, mein Herr, Kaiser und Vater, den todten Schelmen immerhin gnädig sein, aber gegen lebende Mörder und Hochverräther werdet Ihr hoffentlich die geziemende Strenge walten lassen zum warnenden Beispiel. Ich bringe Euch den Bösewicht, der Euer Roß durchbohrt hat, und ich meine, ein Galgen wird bald für ihn erbaut sein, damit ein Jeder kenne, es sei kein gut Ding, sich an kaiserlicher Majestät zu vergreifen! Nach diesen Worten wandte er sich, und riß aus einem dichten Haufen von Fußknechten den Ritter Fullenstein hervor, der in schweren Ketten, bleich und beschmutzt, die wildesten Verzweiflungsblicke umherwarf. Alle ergrimmten über den Mann, dessen Waffe so hart am Leben des Kaisers gewesen war.

Auch Rudolph maß ihn mit strengem Blick und stand mehrere Secunden reglos, Dann trat er mit blitzendem Auge vor und rief: Kniet nieder, Fullenstein, und empfangt den Lohn für Eure That!

Halb ohnmächtig befolgte der Ritter den Befehl, um sich nicht von den Knechten niederreißen zu lassen, und er bereitete sich still zum Tode.

Da winkte Rudolph, daß man ihm die Fesseln abnehme, und mit starker Stimme rief er: Steht auf, Ihr seid kein Lügner mehr, Ihr habt als ehrlicher Feind gegen uns gestritten, wir verzeihen Euch; steht auf und geht, wohin Euch beliebt!

Mit starrem Geisterblick sah der Ritter um sich, er hatte das Wort des Kaisers gehört, aber er glaubte, es äffe ihn ein Lügentraum, so wie etwa der Verhungernde träumt von köstlicher Nahrung. Da sah er sich aber fesselfrei und sein Schwert vor sich am Boden und den milden Strahl im Auge des erhabenen Helden, und er heulte laut, denn sein Busen wollte ihm zerspringen und lang warf er sich auf den Rasen hin, ihn mit glühenden Thränen befeuchtend und verwirrte Dankesworte drangen aus seinem Munde, daß die Fürsten und Ritter erschüttert umherstanden, die den Mann so tiefen Gefühls nicht fähig gehalten.

(Beschluß folgt.)

Hierbei Beilage.

Breslauer Blätter.

Expedition Katharinenstr. 19.

1839. BEILAGE. № 23.

Redacteur: Moriz Banschke.

Das erste Abenteuer.

Von Charles de Bernard. Aus dem Französischen von François Robert.

(Fortsetzung.)

Ich habe Ihnen den Eindruck geschildert, den die Familie Genancourt auf mich gemacht hat; was nun den Eindruck betrifft, den ich hervorgebracht, so glaube ich, daß ich gerade nicht mißfallen habe. Sie haben mir glücklichen Erfolg verheißen, und ich habe mich Ihrer Güte würdig zeigen wollen. Ich habe mich klug, einschmeichelnd gezeigt. Mit einem Worte: ich bin mit meinem ersten Tage zufrieden. Für morgen bin ich zum Diner geladen, und dann soll ich die Damen auf die Promenade begleiten. Jetzt bekommen Sie die Kehrseite der Medaille und das Kapitel der Schwierigkeiten zu sehen. Fräulein von Genancourt fehlt es als reicher Erbin, wie Sie leicht denken können, nicht an Anbetern; nun findet sich, daß gerade der am meisten Begünstigte, der Gefährlichste von Allen, einer meiner Freunde ist, seines Standes eine Gerichtsperson, ein ehrlicher Junge sonst, bei dem ich unbesonnener Weise eingefallen bin, wie eine einfältige Fliege in den Trichter des Ameisenlöwen. Glücklicher Weise durchschaute ich sein Spiel, er aber hat keine Ahnung von dem meinigen; aber er ist sehr weit vorgerückt, und ihn zu verdrängen, scheint mir ein höchst gewagtes Unternehmen. Noch mehr: wie ein Unglück gewöhnlich niemals allein kommt, so hängt eben jetzt ein zweites Schwerdt des Damokles über meinem Haupte; doch ich sollte sagen, eine Nadel, da es sich um eine Begebenheit handelt, in der eine Frau die Hauptrolle spielt. Sie werden mich nicht bedauern, denn die Frauen haben für solches Elend kein Mitleid; und doch ist meine Lage bedenklich, und mein Schreck sehr groß. Urtheilen Sie, ob ich ohne Grund unruhig bin. Sie erinnern sich, theure Clemence! einer jungen heldenmüthigen Korsikanerin, der ich einst eine so fabelhafte Leidenschaft einzuflößen das Unglück hatte, wie man sie fast nur in Romanen findet! Die kleine Bijouteriehändlerin am Boulevard Montmartre, Paola, oder, wenn Sie das lieber mögen, Madame Limouroux u. Comp., wie Sie dieselbe in Ihrem aristokratischen Muthwillen immer nannten, diese schöne Insulanerin hat Ihnen selbst Gemüthsbewegungen verursacht, so daß sie sich wohl in Ihrem Gedächtniß erhalten haben kann, und ich sehe schon das kleine, hübsche, verächtliche und besorgliche Schiefmäulchen, das bei ihrem Namen Ihre Lippen ziert. Es ist unmöglich, daß Sie die Verfolgung vergessen haben, deren Gegenstand wir wurden, als sie erfuhr, ich läge in Ihren Fesseln; ihre blitzenden Augen hinter dem Oeil-de-boeuf Ihrer Opernloge, das zerbrochene Fenster endlich, welches sie mit einem Peitschenhiebe mitten im Bois de Boulogne zerschlug. Nun wohlan! diese wilde Amazone, diese Tiegerin, dieser Dämon ist hier! Wahrscheinlich hat sie, die ja meine geringsten Handlungen auskundschaftet, etwas von meinen Heirathsplänen in Erfahrung gebracht, und sie verfolgt mich nun, tragisch als Mann gekleidet, in einer Tasche mein zum Belisar verwandeltes Bildniß, und in der andern, wie sich annehmen läßt, einen kleinen zierlichen Dolch, mit welchem sie mich am Fuße des Altars und in den Armen von Fräulein von Genancourt ganz manierlich zu erstechen gedenkt. Wahrlich, die Frauen besitzen zwei kleine Fehler, die ich ihnen nimmer vergeben kann, sie wissen keinen Anfang und kein Ende zu finden. Haben sie uns mit ihrer Tugend gequält, so plagen sie uns dann mit ihrer Zärtlichkeit! Selbstsucht in beiden Fällen. Doch das Letztere ist das Schlimmere, denn man nimmt doch lieber eine Sprödigkeit, die uns vor der Thüre läßt! als eine Leidenschaft, die uns ins Gefängniß bringt. Da Madame Limouroux in Dijon ist, so hat sie irgend einen fürchterlichen Plan und . . .

In dem Augenblicke, wo Puyseul das Wort: und auf's Papier setzte, ging die Thür von Rochettes Arbeitskabinet auf, und Puyseul bemerkte in dem, gegenüber dem Schreibtische aufgestellten Spiegel einen kleinen dicken Mann, der bei seinem Eintritte der Kehrseite des Schreibenden ehrfurchtsvolle Verbeugungen machte. Bestaubt, erhitzt und keuchend, wie ein Kabinets-Kourier, der in einem Zuge seine 100 Lieus gemacht hat, kam dieser Mensch unter fortwährenden tiefen Begrüßungen bis in die Mitte des Gemaches wo er endlich still stand. Er hatte sich nun wieder gerade emporgerichtet und zeigte ein rundes, glänzendes Gesicht, auf welchem jetzt die außergewöhnlichste Aufregung sich aussprach, als er statt des Prokurators Puyseul erkannte.

Meine Gattin! heulte er mit einer kläglichen Stimme und sprang auf Puyseul zu.

Herr Limouroux! rief der junge Mann in viel weniger traurigem Tone.

Meine Paola . . . Elender . . . Verräther . . . gieb mir meine Paola wieder! . . . fuhr der Ehemann, dessen Wangen sich bei jedem Worte hochroth färbten, während seine Augen aus ihren Höhlen heraus zu treten schienen, mit erstickter Stimme fort.

Ruhe, mein lieber Herr Limouroux, oder Sie haben einen Schlagfluß zu fürchten!

Bei dieser, in höchster Kaltblütigkeit von Julius gesprochenen Anrede wurde der Neuangekommene starr vor Schreck. Sein Mund schloß sich schweigend, seine Augen suchten nach einem Sitze. Puyseul schob ihm einen Sessel hin, und setzte den nicht Widerstrebenden darauf nieder. Marangeot, sprach er, nachdem er geschellt hatte, bringen Sie dem Herrn ein Glas Zuckerwasser und Orangenblüthe! Oder wollen Sie lieber irgend etwas Anderes, mein lieber Herr Limouroux? thun sie sich keinen Zwang an! Sie sind hier wie zu Hause.

Ein Glas Bier, wenn es möglich ist, murmelte der Bijouteriehändler mit der ergebenen Geduld eines Lammes, das sich unter des Schlächters Händen befindet, und versuchte dabei seine Halsbinde abzunehmen. Das entsetzliche Wort „Schlagfluß" hatte ihn ganz zu Boden geschlagen!

Der Vicomte war ein sehr wohlerzogener junger Mann, und kannte die Rücksichten, die man Ehemännern schuldig ist. Er knüpfte mit eigener Hand das, um Herrn Limouroux's Hals gewundene Seidentuch auf, füllte ein Glas und reichte es ihm. Während dieser trank, sagte er ganz gemüthlich: Nun, da Sie wieder ruhiger sind, wollen wir vernünftig sprechen. Nach dem, was Sie mir eben gesagt haben, errathe ich wohl, was vorgefallen ist. Madame Limouroux hat wahrscheinlich die eheliche Behausung verlassen, um hierher nach Dijon zu kommen, und da Sie mich hier sehen, so ist Ihr ungerechter Verdacht wieder erwacht. Ich muß vor Allen zunächst Ihr Mißtrauen, das für eine achtungswerthe Frau so beleidigend ist, im Keim ersticken. Ich gebe Ihnen also mein Ehrenwort, daß ich Madame Limaroux seit meiner Abreise von Paris nicht gesehen, und um ihren Schritt nicht gewußt habe.

Ihr Ehrenwort? wiederholte tief aufseufzend der Ehemann.

Ich hoffe, diese aufrichtige Erklärung wird Ihnen genügen, fuhr Puyseul fort; ich trage nicht allein gar keine Schuld an dem Unglück, das Sie eben betrifft, sondern ich will sogar Ihnen helfen, doch unter der Bedingung: Sie müssen mir versprechen, für immer diese abgeschmackte Eifersucht zu verbannen. Ich möchte fast wetten, der . . . wie soll ich sagen . . . der kleinen Unbesonnenheit der Madame Limouroux liegt gewiß irgend ein unbedeutender Wortwechsel und keine Handlung zu Grunde, wodurch Ihre Ehre betheiligt wird. Wenn man Ihnen nun ein Mittel angäbe, Madame Limouroux wieder zu finden, wie würden Sie dann mit ihr verfahren?

Ach, mein Herr! ich liebe sie! versetzte der Bijouteriehändler mit solcher Inbrunst, daß jede fernere Betheurung, den nachsichtigen Ehemann machen zu wollen, überflüssig erschien.

Aber was wollen Sie beim Königs-Prokurator von Dijon thun? fragte Julius, der schlau wie ein Diplomat keinen Punkt in einer Sache dunkel lassen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Experimente.

— — Ein junger Mann kam zu mir. Ich fragte ihn wer er sei, und war um so neugieriger ihn kennen zu lernen, da seine einnehmende Gesichtsbildung und sein anziehendes Benehmen mich lebhaft interessirten. Der junge Mann gab mir zur Antwort, daß er schon gestern bei mir gewesen, mich nicht zu Hause getroffen und deshalb bei meinem Bedienten eine Karte zurückgelassen habe. Er bat mich ich möchte die Güte haben, vor den Spiegel zu treten — ich würde da seine Visitenkarte stecken sehen und durch sie alles erfahren, was ich von ihm zu wissen wünschte. Ich machte den Einwand, daß an meinen Spiegeln eine solche Unzahl von Karten steckten, daß es mir unmöglich wäre, aus so viel Hunderten die Seinige heraus zufinden, ohne seinen Namen zu wissen. Er lächelte und wiederholte seine Bitte, hinzufugend, daß mir seine Visitenkarte vor allen Andern in die Augen springen werde. Um mir das Suchen zu ersparen, fragte ich ihn ob an diesem oder jenem Spiegel seine Karte stäke. An welchem Sie wollen, meinte er. Ich trat also vor einen meiner Spiegel. Mit neugierigem Auge durchflog ich die Karten-Masse. Himmel, was sah ich da?! Ein blaues Wunder. Ich rieb mir die Augen (denn ich glaubte, geträumt zu haben) und durchflog noch einmal die Karten. Döbler, wieder Döbler, abermals Döbler, noch einmal Döbler und wiederum Döbler. Ich ging zum andern Spiegel, musterte auch die Karten. Aber neues blaues Wunder! Döbler, wieder Döbler, abermals Döbler, wiederum Döbler und überall Döbler. Auf allen meinen Visitenkarten stand der Name Döbler. Parbleu! was ist das, rief ich verwundert aus. Herr! sind Sie vielleicht der Teufel? Nein, antwortete er. Also seine Großmutter! Auch das nicht.

In dem nämlichen Augenblicke erinnerte ich mich, daß es jener Döbler sei, der überall als Hexenmeister bekannt ist. Sein Entrée war höchst überraschend. Ich bat ihn Platz zu nehmen. Wir sprachen von der spanischen Frage, die uns spanisch vorkam, von römischer Eau de Cologne, von

Hexenprozessen und dem ehrenmeuchelmörderischen Verläumdungs-Complot gegen Herrn von Dräis. Da brachte man mir mein Frühstück. Ich fragte Herrn Döbler, ob es ihm gefällig wäre, ein Täßchen Chokolade zu trinken. Er war so artig, mein Anerbieten anzunehmen. Mein Bedienter brachte ihm eine Tasse.

Zuerst goß ich ihm, dann mir die Tasse voll. Und das abgebrochene Gespräch begann von Neuem. Wir sprachen von Constitutionen, goldenen Vließen und Sporen, von der Hunde- und der Mannheimer Demolitionssteuer, Thor- und Maulsperre und mehr dergleichen Dingen. Mitunter that ich einen Zug aus meiner Tasse. Noch niemals hat mir die Chokolade so gut geschmeckt, als an jenem Morgen. Aber Herrn Döbler schien sie nicht zu behagen, denn er rührte immer mit dem Theelöffelchen herum, und schnitt bisweilen einige sonderbare Mienen.

— Warum trinken Sie nicht? Schmeckt Ihnen denn meine Chokolade nicht? Sagen Sie es mir, geniren Sie sich nicht.

— Sie scheinen . . . sich geirrt zu haben, es ist nicht Chokolade!

— Nicht?! was denn?

— Es ist . . .

— Nun' was ist es?

— Es ist . . .

— Geniren Sie sich nicht, reden Sie! Es ist . . .

— Blos Kaffee.

— Was Kaffee? Nicht möglich! Ich habe ja beide Tassen aus ein und der nämlichen Kanne eingeschenkt. Wenn ich nun Chokolade habe, so müssen Sie doch schlechterdings ebenfalls Chokolade haben. Erlauben Sie, daß ich aus Ihrer Tasse kosten darf.

Ich trank aus seiner Tasse und überzeugte mich — o neues Wunder, — daß in dieser Tasse nicht Chokolade sondern blos Kaffee war.

Aber, wie geht das zu, daß in Ihrer Tasse Kaffe und in der Meinigen Chokolade ist?

— Wissen Sie denn gewiß, daß in Ihrer Tasse Chokolade ist? Mir scheint, Sie irren sich. Erlauben Sie mir wohl, daß ich nun auch Ihre Tasse versuchen darf? —

— Sehr gern; trinken Sie.

Er trank nun auch aus meiner Tasse und fing zu lachen an.

— Worüber lachen Sie?

— In Ihrer Tasse ist ja auch keine Chokolade.

— So? was denn?

— Camillenthee.

— Wie! Camillenthee? Wollen Sie mich zum Besten haben?

— Versuchen Sie nur einmal.

Ich trank und wog jeden Tropfen auf meiner Zunge — kostete, trank wieder, kostete abermals — und — Was sagst Du dazu, lieber Leser, in einem Augenblicke hatte er meine Chokolade in Camillenthee verwandelt. Du kannst, wenn Du so gut sein willst, Dir mein Erstaunen vorstellen. Ich bat ihn, mir dieses Experiment zu erklären. Ein ander Mal, sagte er, will ich Sie einweihen in dieses kleine Mysterium der natürlichen Magie. Es wäre unbescheiden von mir gewesen, wenn ich durch meine Bitten noch länger versucht hätte, ihm ein Geheimniß zu entreißen, um meine und vielleicht auch Deine Neugier zu stillen.

In diesem Zauberbüchlein, (er holte eine gestickte Brieftasche mit einem kleinen Schlößchen aus der Seitentasche seines Fracks hervor,) in diesem kleinen Zauberbüchlein habe ich mir einige meiner kleinen Experimente aufnotirt. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so lesen Sie es. Er reichte mir die Brieftasche, ich nahm sie, konnte sie aber nicht öffnen.

— Ich brauche wohl einen Schlüssel, um dieses Schlößchen zu öffnen?

— Bewahre. Sagen Sie: Ouvrez la porte, und es springt von selbst auf.

Ich sagte: Ouvrez la porte, und die Brieftasche öffnete sich.

Mit gespannter Neugier blätterte ich in den beschriebenen Rosenblättchen herum. Mort de ma vie, was fand ich für merkwürdige Experimente! Wenn das Alles wahr ist, was in seiner Brieftasche stand, wenn er alle diese Kunststücke ausführen kann, so ist Herr Döbler ein zweiter Philadelphia.

In nächster Nr. werden wir einige Stücke seiner Experimente aufführen. *) (Figaro.)

Taglioni. Ballet. Feuerwerk.

Aus einem Briefe Saphirs an Franz Lißt. Sie ist hier! — Wer ist hier? Louise sagt: „Ich vergaß, daß es außer ihm auch noch Menschen giebt!“ und so sage ich, ich vergaß, daß es außer ihr auch noch „Sien“ giebt. — Die Taglioni, die Czarewna aller Tänzerinnen ist hier, und hat mit ihren Füßen unsere Köpfe verrückt. Ich habe meinen Kopf verloren, wenn Sie ihn etwa finden sollten, bitte ich Sie, sich wegen dieser Kleinigkeit nicht zu bemühen. Haben Sie die Güte, ihn mir gelegentlich unter Kreuzkouvert postlich zuzusenden mit der Bemerkung: „Manuskripte ohne Werth.“ Ich versichere Ihnen, daß mein Kopf nicht einen einzigen Gedanken von dem allerliebsten Fuß der Taglioni aufwiegt. Ja, Fußgedanken, das ist so ein Wort nach dem Geschmack des Modehumors. Mundt sagt: Die Taglioni tanzt Göthe. Welche Gedanken tanzt sie also? Noch mehr, man könnte sagen: sie tanzt mit einem Fuße die echten Wanderjahre von Göthe, und zugleich mit dem andern Fuß die falschen Wanderjahre von Pustkuchen, während ihr Por-

*) Professor Döbler, der Erste aller Zauberer und Hexenmeister, dabei ein feingebildeter Mann, ein gründlicher Physiker ꝛc. wird noch in diesem Jahre Breslau besuchen.

tebras dazu den Eckermann lies't. Ein anderes Blatt sagt, nein, sagt nicht nur, sondern schreibt, nein schreibt nicht nur sondern druckt: Die Taglioni ist vom Himmel zur Erde gesendet, um die Menschen zu erheben und zu läutern. Ich will augenblicklich einen ganzen Jahrgang der Abendzeitung lesen, wenn ich ein Wort davon verstehe. Ich liebe und verstehe zwei Dinge zur Raserei: Feuerwerk und Ballet. Und man hat sie noch nicht vereinigt! Ich möchte sagen Stuwer — Sie müssen wissen, daß so wie alle ägyptische Könige Pharao heißen, so heißen alle Feuerwerker bei mir Stuwer — ja, ich möchte sagen: Stuwer feuerwerkt Lord Byron. — Sie werden dieses geniale Seitenstück zum Taglioni tanzt Göthe nicht verstehen? Das ist's, wonach ich strebe. Die Unverständlichkeit ist die Eintrittskarte in die modernromantische Schwimmschule. — Aber ein Feuerwerk ist himmlisch! Ach, ach! Es geht nichts über ein solches Ach, und solches abgepufftes Feuerwerk läßt gerade einen solchen tiefen, sinnreichen, erhebenden, andächtigen, läuternden Eindruck in unserer Seele zurück, wie ein Ballet. Was sind die Feuerräder, brennende Pirouetten, die Schwärmer, die Raketen, die Speiteufel u. s. w., was sind sie anders als glühende Entrechats, Battements, Balladiles u. s. w.? Aber eine Tugend hat das Feuerwerk vor dem Ballet voraus, eine Tugend, die unbezahlbar ist, eine Tugend, die es hoch über das Ballet stellt, nämlich die Tugend: Man kann nichts in demselben repetiren! Da mögen sich alle blödäugigen Fantasten und junge blödsinnige Flachlinge die Hände wundklatschen, und in bravi, brava, und bravissima zerplatzen, ein ausgewirbelter Speiteufel kommt nicht wieder mit einem Knicks und fängt sein Geprassel wieder an. So eine hirnlose Feuerfronte, wenn sie abgepflackert ist, und die Dilettanti lösen sich in Verzückung auf, wie ein Liqeur-Bonbon in einer Pelztasche, und lärmen und johlen und geberden sich wie die Narren, die Feuerfronte hört das Bis Bis mit verruchtem Pflegma an, und repetirt ihre Lektion doch nicht. Aber so ein Ballet. Es ist zum Aktionär werden. Kaum hat der Fuß seine Vorlesung über die Vier-Weltgegend-Ausreckung beendet, so finden sich die Hörer dieser Vorleser so erhoben und geläutert, daß sie die Vorlesung noch einmal hören wollen. — Sie glaubten aber, ich hab es nicht wegbekommen, auf welchem geheimen Reiz der magnetischen Wechselwirkung zwischen Publikum und Tänzerin unsere moderne Tanzkunst beruht? Ich habe es mathematisch herausgebracht. Es ist folgendes öffentliche Geheimniß:

Ein Bein senkrecht auf dem Boden, das andere zu einem Stumpfwinkel von 92 — 93 Graden erhoben, es dann winkend, fächelnd, kreisend, wiegend auf und nieder, hin und her, rechts und links zu biegen, zu führen, den Kreisel mit dem Beine zu schlagen, in progressiver Schnelligkeit sich um sich selbst zu drehen, wie Laube in seinen Novellen, und dann auf einmal wie versteinert auf einem Fuße stehen zu bleiben, und in seiner Storchheit siegendem Gefühle von seiner Einheinigkeit auf die Vielköpfigkeit herabgesehen, das ist die höchste Höhe und die Galvanisir-Kraft der großen Batterie Publikum.

Die jetzige Tanzkunst braucht einen zweiten Rabbi Gamliel. Es kam nämlich ein Heide zu dem berühmten und gelehrten Rabbi Gamliel und sagte ihm: Kannst Du mir Deine ganze Lehre beibeingen, während ich auf einem Beine stehe, dann will ich Deine Lehre annehmen, worauf ihn der Rabbi auf ein Bein stehen hieß, und ihm sagte: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, darin liegen alle andern Lehren. — Wenn jetzt eine Schülerin zum Balletmeister kommt, und sagt: „Kannst du mich deine Kunst lehren, während ich auf einem Bein stehe?“ so kann jeder großer Rabbi Tanzmeister sagen: Stehe nur auf einem Bein, das ist schon die ganze Lehre!“

Einheimisches.

Theater. Madame Dessoir, lange Zeit hindurch der Liebling unseres Publikums, hat einen Cyklus von Gastrollen mit der Einfalt vom Lande eröffnet, und ist mit dem lebhaftesten Applaus empfangen worden. Herr Schramm, aus Mannheim, dessen Portrait vor seinem Auftreten mit Interesse an allen Kunsthandlungen betrachtet werden konnte, ist bis jetzt zwar zweimal als Gast aufgetreten, hat aber dabei noch nicht Gelegenheit gehabt, sich als den Schauspieler zu zeigen, der mit um Seidelmanns Stelle concuriren könne. Madame Geisler, von Leipzig her als eine recht brave Schauspielerin bekannt, ebenso Dem. Henkel aus Bremen sind durch verschiedene Verhältniße vorläufig in ihrem Gastspiele so sehr behindert, daß wir noch nicht über sie berichten können. — Die renomirte Sängerin Mad Fischer-Achten Braunschweig ist zu Gastrollen eingetroffen.

Ballet-Theater. Hier haben seit acht Tagen die Vorstellungen begonnen. Herr Tescher hat uns mit dem überrascht, was ihm mit so gringen Mitteln zu leisten möglich gewesen ist. Bis jetzt sahen wir nur die beiden Divertissements: der Maskenball und das Feenreich. Beide waren recht gut einstudirt, und besonders die Shawlgruppirungen erinnern wir uns nicht, selbst auf den größten Bühnen, besser gesehen zu haben. Wir ziehen sie sogar den Lindaneschen vor! Von den Solotänzern ist Herr Dornewas als Grotesktänzer sehr bemerkenswerth, so wie Dem. Schmidt sich durch das Hauptrequisit für eine Tänzerin, durch natürliche Grazie auszeichnet. Spezielleres in nächster Nummer.

Gedruckt bei Leopold Freund.